

## 2 Künstlerische Kooperationen in der Auswärtigen Kulturpolitik. Klärung der Begrifflichkeiten

Das Kapitel 2. bildet die theoretische Grundlage der vorliegenden Forschungsarbeit über künstlerische Kooperationen. Wie unterscheiden sich Kooperation, Netzwerk, Austausch und Dialog voneinander? Die wesentlichen, in der Arbeit benutzten Begriffe werden definiert und in Beziehung zueinander gesetzt (vgl. Kap. 2.1.). Anhand der veröffentlichten Dokumente des Bundes sowie der Agenden und Aktionspläne der deutschen Politik und internationaler Organisationen wie der UNESCO lassen sich die Entwicklungen in der AKP darstellen. Mit dem Fokus auf den internationalen Kooperationen in den Künsten der deutschen AKP werden die aktuellsten und relevantesten Konzepte erläutert (vgl. Kap. 2.2.).<sup>36</sup> Abschließend wird die soziologische Theorie des Sozialkapitals, welches Grundlage jeder Kooperation ist, vorgestellt und mit der Untersuchung verknüpft (vgl. Kap. 2.3.). Diese theoretische Basis der Arbeit wird ergänzt mit der Theorie der Kulturdimensionen nach Hofstede (vgl. Kap. 4.2.1.).

### 2.1 Kooperation: Definitionen eines Begriffs

Kooperation ist der Hauptbegriff der vorliegenden Untersuchung. Er leitet sich kirchenlateinisch ab aus ‚cooperatio‘.<sup>37</sup> Der Begriff Kooperation bezeichnet die ‚Zusammenarbeit, besonders auf politischem oder wirtschaftlichem Gebiet‘.<sup>38</sup> Synonyme zu Kooperation sind ‚Zusammenarbeit‘ und ‚Kollaboration‘.<sup>39</sup> Die indischen Interviewpartner sprachen vorzugsweise von ‚collaboration‘. Dieses

---

<sup>36</sup> Für eine Dokumentation aller regierungsamtlichen Dokumente, Quellen und Archivalien, die für die außenkulturpolitische Forschung einen zentralen Stellenwert aufweisen, siehe Bauer (2010: 205ff.).

<sup>37</sup> Laut Duden unter <http://tinyurl.com/n7b6e2d> (Abruf: 14.02.2014) bedeutet ‚cooperatio‘ ‚Mitwirkung‘ und das Verb ‚cooperari‘ heißt übersetzt ‚mitwirken‘.

<sup>38</sup> Laut Duden unter <http://tinyurl.com/n7b6e2d> (Abruf: 14.02.2014). Ausführlich zur Entstehung von Kooperationen, siehe Sennett (2012: 35-64, 96-129, ix, 9ff., 68ff.). Die Historie von Kooperationen wird an dieser Stelle nicht weiter verfolgt, weil sie für die vorliegende Forschung nicht zielführend ist.

<sup>39</sup> Laut Duden unter <http://tinyurl.com/n7b6e2d> (Abruf: 14.02.2014).

Wort wurde von der Forscherin in den Gesprächen mit ihnen übernommen (vgl. Kap. 5.1.). Doch da ‚Kollaboration‘ im deutschen Sprachgebrauch übersetzt wird als die „gegen die Interessen des eigenen Landes gerichtete Zusammenarbeit mit dem Kriegsgegner, mit der Besatzungsmacht“<sup>40</sup>, wird der Begriff in dieser Dissertation von der Forscherin nicht mehr verwendet.

Parallel zum Kooperationsbegriff werden folgende Begriffe zur Umschreibung des ‚Kooperationsphänomens‘ häufig gebraucht: Netzwerk, Dialog, Austausch, Partnerschaft und Koproduktion (vgl. Rautenstrauch et al., 2003: 7). Wie diese in Beziehung zu dem Begriff der Kooperation stehen, wird – aufbauend auf die Definition des Kooperationsbegriffs – im Folgenden geklärt.<sup>41</sup>

Die Beschäftigung mit der internationalen Kooperationsforschung führt zu dem Politikwissenschaftler Robert Axelrod, der im Jahr 1984 sein Werk ‚Die Evolution der Kooperation‘ veröffentlichte (vgl. Axelrod, 1987). Diese Publikation dient als Grundlage einer großen Anzahl weiterer Forschungsarbeiten über Kooperationen in den Sozial-, Politik- und Rechtswissenschaften. Axelrod erklärt darin die Spieltheorie.<sup>42</sup> Sie befasst sich mit Entscheidungen von kooperierenden Individuen, bei denen die Handlungen anderer einen Einfluss auf das Ergebnis haben, welches das Individuum durch seine Handlung erzielt. Dabei „[erhöht] [...] ethische Kooperation, wenn beide kooperieren, den Nutzen beider Spieler, [...] unethische [Kooperation] senkt ihn, kann aber in den Situationen, in denen der andere Spieler freundlich kooperiert, individuell von Vorteil sein.“ (Barthel, 2010: 46)<sup>43</sup>

Der hier zitierte ‚Nutzen‘ bzw. ‚Vorteil‘ führt zur grundlegenden Definition und zum Wesen einer Kooperation: Basierend auf der Literatur über Kooperati-

<sup>40</sup> Zit. nach der Definition des Duden unter <http://tinyurl.com/kcwnfpt> (Abruf: 10.03.2014). Die Synonyme für Kollaboration sind laut Duden: Kooperation, Teamwork, Zusammenarbeit.

<sup>41</sup> Bzgl. der Definition der Begrifflichkeiten sind eine begrenzte Auswahl an Autoren herangezogen worden, um die Begriffe diskursiv zu erläutern und final eine Begriffsbestimmung für die vorliegende Untersuchung zu finden und festzusetzen.

<sup>42</sup> Die Spieltheorie ist eine von diversen Kooperationstheorien. Weitere Kooperationsansätze und -theorien sind bspw.: Kernkompetenzansatz, Transaktionskostenansatz, Anreiz-Beitrags-Theorie, Rational-Choice-Theorie, Ressourcen- bzw. Ressourcen-Dependenz-Ansatz (vgl. hierzu bspw. Holzberg, 2009: 26ff., Dizdar, 2008: 81ff., Swobda, 2003: 47ff.). Die Fachliteratur betont, dass in der Kooperationsforschung keine eigenständigen Theorien existieren, die die Entstehung und das Verhalten von Kooperationen erklären. Die Theorien sind bspw. für strategische Allianzen in der Wirtschaft anwendbar, für die Analyse von künstlerischen Kooperationen hingegen kaum brauchbar bzw. nützlich, weshalb sie an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden und die soziologische Analyse von Kooperationen fokussiert wird (vgl. Sennett, 2011 und 2012).

<sup>43</sup> Zur detaillierten Beschreibung der Spieltheorie siehe Swoboda (2003: 45ff.). Zentraler Bestandteil der Spieltheorie ist das Gefangenens-Dilemma (vgl. Axelrod, 1987: 7).

onsforschung – vornehmlich aus dem Fachbereich der Betriebswirtschaftslehre (vgl. Kap. 1.2.) – wird Kooperation definiert als „Zusammenwirken der Handlungen zweier oder mehrerer Personen“ (Barthel, 2010: 45, vgl. auch Brauer, 2010: 61). Kooperation ist eine Strategie, die Tätigkeiten auf ein gemeinsames Ziel hin vereinigt (vgl. bspw. Fowler, 2012: 18), um gegenüber dem jeweils individuellen Vorgehen einen höheren Grad der Zielerfüllung zu erreichen – bzw. das Ziel überhaupt zu erlangen (vgl. Garcia dos Santos, 2011: 56). Basis der Zusammenarbeit muss eine Schnittmenge gemeinsamer Interessen, Ziele und Motive sein (vgl. Nestvogel, 2009: 134, IFAB, 2004b: o. S., Brauer, 2010: 62). Darüber hinaus können individuelle Ziele existieren und verfolgt werden. Entscheidend sind die gegenseitige Akzeptanz und die Kompatibilität der nicht identischen und nicht deckungsgleichen Ziele (vgl. Holzberg, 2009: 71). Eine Kooperation ist erfolgreich, wenn sie ihr Ziel oder ihre Ziele verwirklicht und die Beteiligten einen Nutzen bzw. Vorteil aus der Kooperation haben bzw. ziehen („Rational-Choice-Ansatz“, vgl. Sennett, 2012: 5).<sup>44</sup> Damit sind Kooperationen nicht auf Altruismus gegründet oder auf bestimmte kulturelle Moralvorstellungen über das gute Zusammenleben, sondern sie werden eingegangen, weil die Kooperierenden bessere Ergebnisse erzeugen als mit nichtkooperativem Handeln („Plussummenspiel“, vgl. Sennett, 2012: 72).

Weitere wichtige Aspekte von Kooperationen, neben der Zielerreichung, sind die Freiwilligkeit zur Kooperationsentscheidung (vgl. Hollstein/Straus, 2006: 103) sowie die weitgehende (rechtliche und wirtschaftliche) Unabhängigkeit bzw. Selbständigkeit der Kooperationspartner.<sup>45</sup> Kooperationen sind meist auf Zeit angelegt<sup>46</sup>, auch wenn die Zeitknappheit der Akteure als Miss-Erfolgsfaktoren für Kooperationen und Netzwerke analysiert wurde (vgl. bspw. Sennett, 2012: 168f. und Kap. 6.6.4.2.).<sup>47</sup>

---

<sup>44</sup> Sennett beschreibt dies als „open-ended process“, weil sich erst im Prozess herausstellt, welche Gewinne und Verluste die jeweiligen Partner durch ihre Partnerschaft einfahren. Gewinne sind nicht ausschließlich materiell, es können bspw. auch wertvolle Informationen sein (vgl. Sennett, 2012: 78). Der Erfolg in Kooperationen ist schwer messbar aufgrund der Mehrdimensionalität und Immaterialität der Kooperationsziele. Erfolg besteht darüber hinaus aus dem Erfolg aus individueller Perspektive und der Perspektive der Kooperation als Ganzes, resultierend aus dem Urteil über Zufriedenheit aller Kooperationsbeteiligten (vgl. Holzberg, 2009: 57).

<sup>45</sup> In der Ergebnisdarstellung der vorliegenden Untersuchung (vgl. Kap. 6.) wird deutlich, dass die finanzielle Unabhängigkeit eines Partners oder mehrerer Partner, v. a. aus dem ‚Globalen Süden‘, selten gewährleistet ist.

<sup>46</sup> Der Hauptgrund hierfür liegt in der gestiegenen Unsicherheit und dem fehlenden Vertrauen gegenüber dem Kooperationspartner so Rautenstrauch et al. (2003: 66).

<sup>47</sup> Da viele Kooperationen in sehr kurzer Zeit entstehen, müssen die Beteiligten ihre spezifischen Anliegen fokussiert darlegen können, um diese mit ihrem Gegenüber abzustimmen (vgl. Sennett, 2012: 17). Das Phänomen wird verstärkt durch die Tatsache, dass sich oftmals völlig fremde Akteure gegenüberstehen.

Was Kooperationen nicht sind, hat die Kulturförderstiftung ‚India Foundation for the Arts‘ in Bangalore (IFAB, vgl. Kap. 3.2.4.) beschrieben:

- Wenn der Partner nur als Berater und Ressourcenperson im Projekt ist.
- Wenn Workshops oder Kurse angeboten werden, die die Erfahrungen verschiedener Personen vereinen, aber keine horizontale Interaktion zwischen ihnen fördern.
- Wenn das Kooperationsprojekt nur von einem Partner ausgearbeitet ist.
- Wenn Ideen, Methoden und Praxis der Partner keinen Austausch bzw. keine Teilung erfahren (vgl. IFAB, 2001: 19, ders., 2002b: o. S.).<sup>48</sup>

Der Erfolg und die Dauerhaftigkeit von Kooperationen sind von der bereits genannten Ergebniserreichung bzw. Zielverwirklichung abhängig sowie von dem daraus resultierenden gemeinsamen und gegenseitigen Nutzen. Da die Akteure in Kooperationen in Hinblick auf die Zielerreichung gegenseitig abhängig sind, spielt die Vertrauensbildung zwischen den Akteuren eine überragende Rolle. Diese Ansicht unterstützen – außer Axelrod, der Freundschaft und Vertrauen nicht als wichtige Voraussetzung für Kooperationen definiert (vgl. Axelrod, 1987: 164ff.) – eine Vielzahl der neueren Forschungen sowie die Ergebnisse der vorliegenden qualitativen Untersuchung, die Vertrauen als grundlegende Komponente von Kooperationsarbeit ermittelt haben (vgl. Sennett, 2012: 150ff., Barthel, 2010: 52, Kap. 6.6.4.2.).<sup>49</sup> Vertrauen wird hierbei verstanden als Annahme, „dass Entwicklungen erwartungsgemäß erfolgen. [...] In Bezug auf Kooperationen ist hiermit die Erwartung verbunden, dass sich künftige Handlungen von Partnern im Rahmen von gemeinsamen Werten bewegen werden, die dem Transaktionspartner keinen Schaden zufügen und keinem Risiko aussetzen. Werte sind universelle Standards oder Prinzipien, wie Loyalität, Hilfsbereitschaft, Fairness, Verlässlichkeit, Ehrlichkeit, Verantwortung, Integrität, Kompetenz, Konsistenz und Offenheit, die hinsichtlich eines Zusammenlebens als wünschenswert erachtet werden.“ (Holzberg, 2009: 88)<sup>50</sup>

Ohne einen Grundkonsens über Kernwerte (Vertrauen, Fairness etc.) und Regeln (der Kommunikation, des Verhaltens etc.) kann eine kooperative, zwischenmenschliche Beziehung selten entstehen (vgl. bspw. Brauer, 2010: 62). Gleichzeitig sind die hier definierten vielzähligen Grundsätze für Kooperationsarbeit, von Barthel auch als „ethische Standards“ bezeichnet (Barthel, 2010: 45),

<sup>48</sup> Siehe hierzu Kap. 3.3.2., 6.6.9.1. und 6.6.4.1.

<sup>49</sup> Vgl. ebenfalls Rautenstrauch et al. (2003: 67, 81f., 91f.) und Holzberg (2009: 181). Zu Vertrauen und Freundschaft als Basis von Kooperationen siehe auch Kap. 6.6.2., 6.6.7. und 7.11.

<sup>50</sup> Der Begriff des Vertrauens wird von dem deutschen Soziologen Niklas Luhmann ausführlich definiert, vgl. hierzu bspw. Hollstein/Straus (2006: 237).

zu denen auch Dialog (vgl. Sennett, 2012: 129), gegenseitiger Respekt (vgl. Kap. 7.13.), Solidarität und „open-ended, fluid processes“ (Hoyle, 2012b: 38) gezählt werden – normative Beurteilungsmaßstäbe für kooperative Prozesse und oftmals politisch entwickelt.<sup>51</sup> Kooperationen sind „vielfach ein Ort normativer Vorgaben und idealistischer Beschreibungen“, so Jütte (2006: 199).<sup>52</sup> Das wirft die Frage auf: Warum sind die Ideale und Normen in der Realität nicht umsetzbar?

In einer Kooperation führen die beteiligten Akteure ihre materiellen und immateriellen Ressourcen zusammen<sup>53</sup>, tauschen sie aus und teilen sie, beziehen sie aufeinander und verknüpfen sie miteinander<sup>54</sup> („Ressourcen-Dependenz-Ansatz“, vgl. Lohmann, 2008: 314-337, Sennett, 2012: x)<sup>55</sup>, um gleichermaßen von ihnen zu profitieren. Darin liegt die viel zitierte ‚Win-win-Situation‘ (vgl. Rautenstrauch et al., 2003: 81f., Sennett, 2012: 72ff., Petersen, 2010: 24f.). Es gelten somit die Normen der Gegenseitigkeit und die der Gleichwertigkeit der Partner als ‚Verhaltensmaxime‘ (vgl. Axelrod, 1987: 170, Nestvogel, 2009: 134, Kap. 2.2.)<sup>56</sup>, auch in Bezug auf Verantwortungen und Verpflichtungen.

Doch die unterschiedliche wirtschaftliche Situation – oder allgemeiner: die unterschiedliche Kapitalausstattung (vgl. Kap. 2.3.) – der Kooperationspartner stellt die Akteure vor die Problematik der Machtverhältnisse bzw. Ungleichgewichte sowie Abhängigkeiten (vgl. Hoyle, 2012: 2, Dizdar, 2008: 64-158, Roberts, 2012: 33), denn der ungleiche Zugang zu knappen – v. a. materiellen – Ressourcen, die die Akteure einbringen können, erzeugt Macht (vgl. Sennett, 2012: 7f., 133, Kap. 6.6.9.1. und 7.13.). Hierarchisierung sowie Macht- und Kontrollungleichheit schwächen Kooperationen und lassen sie scheitern (vgl. Sennett, 2012: 179). Mit Kooperation geht demnach stets auch Konkurrenz und Wettbewerb einher (vgl. ebd.: 5, 64f., Holzberg, 2009: 43) bspw. um Ressourcen und Anerkennung. Eine Kooperation kann Akteure auch ausschließen: „We commonly associate the word ‚inclusion‘ with cooperation [...]. [It] can exclude rather than include [...].“ (Sennett, 2012: 147) Kooperationen sind folglich nicht per se positiv. Existierende Machtgruppen können sich manifestieren (vgl. Kap. 2.3.).

<sup>51</sup> Zu den einer Kooperation oftmals zugeschriebenen Attributen gehört auch Innovation (vgl. Srivatsan, 2002: 1, Steinkamp, 2013: 5).

<sup>52</sup> Vgl. auch Fowler (2012: 18), Sennett (2012: x).

<sup>53</sup> Immaterielle Ressourcen sind bspw. Wissen, Kompetenzen und Fertigkeiten, Erfahrungen und Zeit.

<sup>54</sup> Dieser Ressourcenaustausch vollzieht sich auf Grundlage von Vertrauen und einer der Ökonomik zugrunde liegenden Tauschlogik.

<sup>55</sup> Ebenfalls Holzberg (2009: 72), Rautenstrauch et al. (2003: 81f.).

<sup>56</sup> Siehe ebenfalls Rautenstrauch et al. (2003: 6, 10) und Garcias dos Santos (2011: 56).

Das wechselseitige Vertrauen sowie die Stabilität und Struktur der Kooperationen können durch Institutionen gefestigt werden (vgl. Holzberg, 2009: 79, Seubert, 2009: 267)<sup>57</sup>:

„Institutionelle Regelungen [...] haben die Aufgabe, bestimmte für die Beteiligten ‚problematische‘ Interaktionssituationen zu ‚entproblematisieren‘, indem sie Anreize bereitstellen, die die Individuen zu wechselseitig vorteilhaftem kooperativem Verhalten veranlassen.“ (Axelrod, 1987: 197, vgl. auch ebd.: 117, 162, Kap. 7.6.)

Institutionen können helfen, Strukturen, Regeln und Normen zu etablieren, die für die Kooperation verbindlich sind. Sie sind in der Lage, darauf zu achten, dass die Interessen aller Kooperationsparteien gleichwertig vertreten werden (vgl. Hofstede et al., 2010: 416ff.). Im Fall eines Konflikts können sie als Mediator Konsens schaffen. Institutionen verfügen als ‚Schlüsselakteure‘ über Kernkompetenzen wie Legitimität, Ressourcen und Vernetzung (vgl. Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit, 2006: 12 und Kap. 2.2.1.). Außerdem besitzen Institutionen allein durch das Haus, in dem sie verortet sind, eine Dauerhaftigkeit, die den projektbasierten Kooperationen häufig fehlt (vgl. Kap. 6.6.7.). Zukünftiges Kooperieren hängt auch davon ab, ob und wie die vorherige Partnerschaft ‚funktioniert‘ hat (vgl. Axelrod, 1987: 205 und Kap. 7.11.).

Diese Beschreibung der Institutionalisierung von Kooperationsarbeit schildert das Ideal. Sennett bemerkt kritisch, dass Institutionen durchaus Hierarchien befördern können aufgrund der Machtverhältnisse, die sie durch die Regelung des Zugangs zu Macht generieren. Institutionen können auch schädlich sein für Kooperationen, bspw. wenn sie den Akteuren ihre Ziele vorschreiben (vgl. Kap. 6.6.3.) oder die Komplexität von Kooperationen beschneiden (vgl. Sennett, 2012: 29). Allerdings können Institutionen durch die Etablierung von Regeln auch Partizipation gewährleisten: „To enable participation, the organizer may establish tacit ground rules, the conventions and rituals for exchanges [...].” (Ebd.: 53) Des Weiteren tragen häufige Interaktionen bzw. Wiederholungen zur Förderung stabiler und nachhaltiger Kooperationen bei, so Sennett (vgl. ebd.: 12ff.). Diese Häufigkeit von Interaktionen kann, so Axelrod, durch die Institutionalisierung der Zusammenarbeit gewährleistet werden (vgl. Axelrod, 1987: 162).

Kooperation ist eine Art bzw. eine Ausgestaltung von Partizipation, die seit den 1980er Jahren aufgrund struktureller Veränderung, vor allem dem Prozess der Globalisierung, an Bedeutung gewonnen hat. Kooperationen werden in die-

---

<sup>57</sup> Gleichzeitig muss eine gewisse Flexibilität in der Anpassung an die dynamischen, sich ändernden Umwelt- und Rahmenbedingungen gewährleistet sein (vgl. Holzberg, 2009: 77ff., Zembylas, 2004: 100, Sennett, 2012: 71).

sem Zusammenhang auch als ‚Internationalisierungsinstrument‘ bezeichnet. Das Potenzial von Kooperationen in Hinblick auf die Zielsetzung einer nachhaltigen Entwicklung ist in den 1990er Jahren entdeckt worden. Der Begriff Partizipation heißt ‚Teilhabe‘ oder auch ‚Mitwirkung‘. In der Soziologie bedeutet Partizipation die Einbindung von Individuen in Entscheidungs- und Willensbildungsprozesse. Bei der Partizipation ist entscheidend der Grad bzw. die Intensität der Beteiligung<sup>58</sup>, der wiederum an Voraussetzungen gebunden ist, wie bspw. an den Bildungsstand oder die Ressource Wissen (vgl. Thermann, 2005: 44). Auch finanzielle Mittel bedingen die Teilnahme. Um zu partizipieren, sind Fach- und Methodenkompetenz, sozial-kommunikative Kompetenz und Handlungskompetenz erforderlich.<sup>59</sup> Eine ‚Faustregel‘ zur Bestimmung der Partizipationsform liefert Schönhuth: „Wer beteiligt wen, wann, woran, in welcher Form und zu welchem Ziel?“<sup>60</sup> Die Form und die Intensität einer Kooperation können vielfach untersucht werden, bspw. nach:

Kooperationssubjekte	Wer sind die Kooperationsakteure?
Anzahl der Beteiligten	2 Partner (dyadisch), 3-7 Partner (Kleingruppen), mehr als 7 Partner (Großgruppen)
Zutrittsmöglichkeit	offen/geschlossen
Kooperationsobjekte	Was ist das ‚Produkt‘ der Kooperation?
Kooperationsebene	lokal, regional, national, international/global
Kooperationsrichtung	vertikal, horizontal, diagonal
Kooperationszeitdauer	zeitlich begrenzt bzw. unbegrenzt
Kooperationsform	institutionell/formal oder frei/informell

Abbildung 1: Die Untersuchung der Kooperationsform und -intensität<sup>61</sup>

<sup>58</sup> Ausführlich zu Form und Grad der Partizipation siehe Thermann (2005: 35ff.).

<sup>59</sup> Fach- und Methodenkompetenzen: bspw. Partizipationsmethoden je nach Kontext und Situation auszuwählen und kritisch einzuschätzen; sozial-kommunikative Kompetenz: bspw. Dialog-, Konflikt-, Reflexionsfähigkeit und Sensibilität; Handlungskompetenz: bspw. sich aktiv und gestaltend an der Partizipation zu beteiligen.

<sup>60</sup> Zit. nach <http://tinyurl.com/q5xoj2x> (Abruf: 24.02.2014), vgl. auch Radtke (2011: 43), Nassehi (2006: 33).

<sup>61</sup> Eigene Darstellung auf Grundlage der Analyse der Fachliteratur über Kooperationsforschung in der Betriebswirtschaftslehre. Vgl. zur Analyse von Kooperationen nach diesen Elementen die Fallstudien der vorliegenden Forschungsarbeit unter Kap. 6.1. bis 6.5.

Der Begriff des Netzwerks – als „Leitmetapher der Moderne“ bezeichnet (vgl. Fangerau/Halling, 2009: 7, 13) – wird häufig zusammen mit der Kooperation genannt. Es ist notwendig, diese beiden Begriffe voneinander abzugrenzen: Kerstin Schulenburg, selbständige Prozessbegleiterin und Dozentin, erklärt auf ihrer Webseite mit dem Titel ‚Dialog im Mittelpunkt‘<sup>62</sup> sehr detailliert den Unterschied zwischen Netzwerk und Kooperation: Kooperationen sind weniger komplex als Netzwerke, u. a. auch aufgrund einer geringeren Anzahl an rechtlich selbständigen Akteuren, die zwar eine gemeinsame Zielsetzung, aber kein gemeinsames Anliegen bzw. Leitbild haben und diese Ziele in einem konkreten Projekt verfolgen. Kooperationen sind Teile bzw. Teilschritte eines Netzwerks. Erfolgreiche Kooperationsprojekte, als Teilschritt innerhalb eines Netzwerkaufbaus mit Ausdehnungs- und Schrumpfungsphasen von besonderer Bedeutung, schaffen Mut und Vertrauen, so Schulenburg: „Von erfolgreichen Projekten geht eine motivierende Beispielwirkung aus, deren ‚Kommunikations-Appeal‘ nicht zu unterschätzen ist.“<sup>63</sup>

Netzwerke wiederum sind ein Geflecht von Kooperationen. Sie sind ein komplexes, dezentrales Gebilde aufgrund der Vielzahl an rechtlich selbständigen Akteuren, die durch eine gemeinsame Vision in Bezug auf ein Thema eine Strategie entwickeln und die darin gesetzten operationalen Ziele in Form von Projekten und Kooperationen durch einzelne Netzwerkmitglieder umsetzen.

Die Erklärung Schulenburgs dient als Grundlage zur Unterscheidung der Begrifflichkeiten ‚Kooperation‘ und ‚Netzwerk‘ in dieser Untersuchung. Der Begriff des Netzwerks wird in der vorliegenden Forschungsarbeit nicht mehr benutzt (vgl. auch Kap. 1.2.), weil sie in erster Linie die Kooperationsarbeit in den Künsten fokussiert, die langfristig eventuell in dem Aufbau eines Netzwerks enden kann (vgl. bspw. die Fallstudien in Kap. 6.2. und 6.3.).

Der politisch vielfach gebrauchte Ausdruck ‚Dialog der Kulturen‘<sup>64</sup> (vgl. Schwencke et al., 2009: 55, Radtke, 2011: 24f.) – in der Außenpolitik vor allem in Zusammenhang mit Begegnungen unterschiedlicher Kulturen (vgl. Goethe-Institut, 2012b: 3, Auswärtiges Amt, o. J.a) – beinhaltet die Idee, eine internationale Verständigung und ein friedliches Miteinander zu fördern (vgl. Radtke,

---

<sup>62</sup> Die folgende Darstellung zur Unterscheidung zwischen Kooperationen und Netzwerken ist diesen Seiten entnommen: <http://tinyurl.com/nbv4ey>, <http://tinyurl.com/q8axb7e> und <http://tinyurl.com/oy8nl4r> (Abruf aller Seiten: 21.02.2014).

<sup>63</sup> Zit. nach <http://tinyurl.com/oy8nl4r> (Abruf: 21.02.2014).

<sup>64</sup> Im Folgenden wird nicht unterschieden zwischen den Begriffen Dialog der Kulturen, Dialog zwischen den Kulturen, Kulturdiallog, kultureller Dialog, interkultureller Dialog etc. (vgl. hierzu Sattler, 2007: 188, Terkessidis, 2010: 10, 131ff., Tibi, 2001: 26ff.). Die Unterscheidung ist für die Begriffsdefinition und die Ausrichtung der Forschungsarbeit nicht zielführend.

2011: 24f.)<sup>65</sup>, wo kulturelle Vielfalt Unverständnis und Konflikte hervorruft (vgl. ebd.: 19, 96). Doch der Dialog als „Mittel für Einigkeit über die grundlegenden Werte und für die Glättung der Machtgefälle“ (ebd.: 16)<sup>66</sup> ist eine „romantische[n] Sehnsucht nach ‚Wiedervergemeinschaftung‘ in einer Zeit sozialer Desintegration mit erhöhter Unsicherheit“ (ebd.: 37). Er erzeugt letztendlich Macht (vgl. ebd.: 138), weil sich für den Konsens eine Kultur durchsetzen muss mit ihren Werten, Prämissen und Dogmen, die absolute und universelle Gültigkeit besitzen sollen. Der Dialogpartner muss damit zwangsläufig als solcher ignoriert werden (vgl. ebd.: 28, 96, Strohschneider, 2010: 99, Magdowski, 2012: 71).

Für Radtke müssen Konflikte folglich ungelöst im politischen Raum und in internationalen Beziehungen stehen bleiben können, um Machtausübung und Gewalt zu verhindern (vgl. Radtke, 2011: 138). Der Dialog der Kulturen ist damit ein politisch idealisierter Begriff, der eine Form von herrschaftsfreier Kommunikation suggeriert, die nicht existiert, weil „eine[r] geteilte[n] Grundwertebasis“ fehlt (Brauer, 2010: 67, vgl. ebenfalls Pfannkuche, 2010: 33) „oder weil die in Rede stehenden kulturellen Erscheinungen von vornherein sogar einem hierarchischen Schema unterworfen werden“ (Surana, 2009: 28, vgl. auch Radtke, 2011: 16). Aus dieser Erkenntnis lässt sich ableiten, dass der Dialog der Kulturen nicht politisiert werden darf (vgl. Kap. 2.2.):

„Das bedeutet meiner Ansicht nach dann auch, dass der Dialog der Kulturen nicht in erster Linie eine Sache der Politik und der Diplomatie ist. Sie können ihn vielleicht initiieren, sie werden auch von ihm profitieren. Wir dürfen aber aus lauter gutem Willen nicht die Sphären vermischen. Auch deswegen nicht, damit ‚Dialog der Kulturen‘ nicht zu einem bloßen Etikett wird, das eine interessengeleitete Außenpolitik fromm bemäntelt oder kaschiert.“ (Rau)<sup>67</sup>

Der „Dialog der Kulturen“ – von Johannes Rau, Bundespräsident von 1999 bis 2004, als „kategorischer Imperativ“ bezeichnet (Rau, 2002: o. S.), dessen Unverzichtbarkeit beschworen wird (vgl. Radtke, 2011: 29) – ruft bei den beteiligten Akteuren aus dem ‚Globalen Norden‘ ‚Dialogzwang‘ (vgl. Kap. 6.6.4.3.) und bei den Partnern aus dem ‚Globalen Süden‘ ‚Dialogfrust‘ hervor.<sup>68</sup> Denn der Begriff

<sup>65</sup> Siehe auch unter <http://tinyurl.com/n4vdgmV> (Abruf: 23.02.2014).

<sup>66</sup> Radtke hinterfragt, ob die Ideen von Gleichberechtigung und Machtgleichheit nicht ausschließlich westliche Werte sind (Radtke, 2011: 16). Vgl. zur Diskussion dieser Frage Kap. 6.6.9.

<sup>67</sup> Zit. nach <http://tinyurl.com/ku44nXr> (Abruf: 23.02.2014).

<sup>68</sup> So Kulturakteure beim 57. Kulturpolitischen Kolloquium in Loccum im Februar 2012. Dieser Dialog-„Überdruß“ ist vermutlich u. a. entstanden durch die Jahre des Kulturdialogs: Im Jahr 2001 das ‚Internationale Jahr des Dialogs zwischen den Kulturen‘ von der UNO, begleitet von einer ‚Global Agenda for Dialogue among Civilizations‘ und einem ‚Manifest für den Dialog der Kulturen‘ (Radtke, 2011: 17f.), im Jahr 2008 das ‚Europäische Jahr des interkulturellen Dialogs‘ der EU,

ist eine „leere und nichtssagende Phrase, von der Politik initiiert und budgetiert“, weil „unklar bleibt“, „ob und wie er [der Dialog der Kulturen, Anm. d. Verf.] zu erreichen sein könnte“ (Radtke, 2011: 29, vgl. auch ebd.: 30, Kämpchen, 2013a: 67, Broder, 2006. o. S.).

Der Begriff des ‚Kulturdialogs‘ ist irreführend: „Kulturen sprechen nicht“ (Radtke, 2011).<sup>69</sup> Lediglich Personen mit unterschiedlicher ethnischer, kultureller, religiöser und sprachlicher Herkunft können miteinander in einen Dialog treten. Der Kulturbegriff wird in Kap. 4.2. eingehend analysiert. Das Ergebnis ist: Die kulturelle Prägung kann nicht absolut gesetzt werden. Kulturzuschreibungen sind relativ und können das Individuum nur bedingt beschreiben. Die Soziologie spricht von ‚transnationalen Identitäten‘, d. h. mehrere Nationen kommen in einer Identität zum Ausdruck bzw. eine Identität identifiziert sich mit mehreren Nationen<sup>70</sup> (vgl. Kneidinger, 2013: 92-101, Deutsche UNESCO-Kommission e. V., 2010: 9f., Sattler, 2007: 188).

Der Begriff des Dialogs lässt sich mit Hilfe der Sprachwissenschaften definieren: Dialog ist eine literarische Gattung und Rede-Form. Sie unterscheidet sich von anderen Formen und Medien sprachlicher Kommunikation wie Monolog und Disput (vgl. Radtke, 2011: 26). Zum Wesen eines jeden Dialogs gehören nach kommunikationstheoretischen Gesichtspunkten folgende grundlegende Bedingungen:

„Es müssen mindestens zwei Sprecher teilnehmen, die eine Mehrzahl von unterschiedlichen Perspektiven einbringen können, die gleichermaßen als legitim gelten. Die Eigenschaft der Dialogizität wird einer Kommunikation dann zuerkannt, wenn eine egalitär gedachte Wechselbeziehung gegeben ist [...] und auf den allseits guten Willen zur Erkenntnis, vor allem aber zur Verständigung baut.“ (Radtke, 2011: 26)<sup>71</sup>

Der Dialog hat somit Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit der Dialog ein solcher genannt werden kann. Mit dieser Definition beinhaltet der Begriff Dialog – bereits ohne den Anhang ‚auf Augenhöhe‘ – die Notwendigkeit der

---

budgetiert mit 10 Mill. EUR (vgl. Radtke, 2011: 18), und im Jahr 2010 das ‚Internationale Jahr der Annäherung der Kulturen‘ der UNESCO. Radtke spricht von einer „ganze(n) Dialogindustrie“ (Radtke, 2011: 22), denn überall und immer soll Dialog stattfinden und wird Dialog für jeden Zweck und jedes Ziel genutzt.

<sup>69</sup> Siehe Titel der Publikation von Radtke (2011). Vgl. hierzu auch das Interview des Goethe-Instituts mit Olaf-Frank Radtke unter <http://tinyurl.com/mdsqtp> (Abruf: 23.02.2014) und Rau (2002b: o. S.).

<sup>70</sup> Auch der Begriff der ‚Nation‘ ist fraglich, denn nur indem Kulturen räumliche, linguistische oder religiöse Grenzen erhalten, werden Staaten, Bevölkerungen eines Territoriums, Gesellschaften oder Gemeinschaften zu Nationen, „die wie ein Container eine homogene Kultur als gemeinsames Merkmal umschließen soll[en].“ (Radtke, 2011: 45)

<sup>71</sup> Vgl. auch die Definition von Dialog unter <http://tinyurl.com/pd8d278> (Abruf: 21.02.2014).

Fair Cooperation

Partnerschaftliche Zusammenarbeit in der Auswärtigen  
Kulturpolitik

Hampel, A.

2015, XIX, 345 S. 4 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-07592-7